Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 53 (1949-1950)

Heft: 20

Artikel: Die Lauwiser und ihr See : Erzählung aus den Jahren 1831 bis 1836 [Fortsetzung folgt]

Autor: Küchler-Ming, R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670844

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE LAUWISER und ihr See

Erzählung aus den Jahren 1831 bis 1836

Von R. Küchler-Ming

20

Dem Hansli kommt's ganz heiß über Brust und Rücken herauf ... Nein, wenn das so ist ... dem Vater ein Dienst ... Er hätte es tun müssen. Es leuchtet ihm plötzlich ein, daß es dem Vater ringer geht, das Unrecht zu verwinden, wenn er nicht mehr durch das Gewand daran erinnert wird.

Ohne ein Wort zu sagen, nimmt er die Weibelherrlichkeiten und springt damit die Stiege hinunter und gaßauf zu des Michels Haus.

Wo stecken sie wohl, der Michel und seine Frau und seine alte Gotte? ... Kein Rock und kein Schnauf weit und breit. Die Küche leer, die Stube leer. Er hängt den Mantel an die Lehne der Stabelle, die neben der Stubentüre steht und legt den Hut auf den Sitz. Dann rasch, rasch davon, daß ihm niemand begegne. So ring hatte er sich die Sache nicht vorgestellt.

*

Der Schulherr war bald nach der Gemeindeversammlung mit bleichem Gesicht und auffällig schief gezogenem Mund in des Weibels Haustüre erschienen. Kein Pfarrer hätte einem armen Weib so sacht und tröstlich den Kriegstod ihres Gatten berichten können, wie er dem Weibel seine Entsetzung mitteilte. Und er kannte seinen Freund und Schwager gut genug, um mit dem Bericht vom Seewerk und dem wackeren Fortschritt am Schacht die Gedanken abzulenken.

Ja, dieses Seewerk war dem Exweibel mehr, es lag ihm näher als sein Eigenstes. Besaß er auch keine Aktien mehr, es blieb doch sein Stolz, die künftige Goldgrube seiner Gemeinde. Er errechnete nach dem bisherigen Fortschritt die Zeit der Vollendung. Sind in zehn, zwölf Wochen Schacht und Schleuse fertig, so können sie den See noch vor Jakobi auslassen. Dann trocknet der Nachsommer Grund und Boden, und im Frühjahr wird angepflanzt.

Und der Exweibel sah nichts mehr so lebendig wie das riesige, brache Feld auf dem Seegrund. Und er rechnete und teilte ein und auf: hier Roggen, hier Mais, hier Erdäpfel, hier Klee. Und das Schneiden und Kreuzen der Wege und die Silberarme der Bäche und die neuen, großen Scheunen: alles lebte vor ihm und wuchs und dehnte sich aus und rötete seine eingefallenen Backen und begrub mannstief den entrissenen Weibelmantel und Zweispitzhut.

Die Frau aber ging durch Küche und Garten wie ein ausgewaschenes Tuch. Wieder eine Enttäuschung. Wieder eine Sprosse zurück auf der kurzen Leiter, die er für sie und ihre Kinder angestellt hatte. Wie viel, wie viel hatte sie auf diesen Mann gesetzt. Wie weit hätte er's bringen können, wenn er an sein Haus und Heim, an seine Kinder und an sein geplagtes Weib gedacht hätte, anstatt immer Wunderschlösser zu bauen für Gemeinde und Freunde und Nachbarn und über dem Kult an der Allerweltssonne das Lichtlein in der eigenen Kammer verhungern zu lassen. Es stieg ihr immer und immer wieder gallenbitter auf, daß sie und ihre Kinder an diesen märchenfernen Großartigkeiten so schwer schleppen mußten.

Aber wenn sie ihn wieder husten hörte, lief sie hinein. Und sie erschrak über seine fiebrigen Wangen. Und sie betete zu Gott und allen Heiligen, daß er doch vor einem neuen Anfall bewahrt bleibe. Und sie löffelte ihm Medizin ein und kochte frische Milch und spülte das letzte Restlein Bienenhonig dazu. Wenn sie nur noch mehr hätte! Wenn's nur ein paar Wochen später wäre, daß man frische Honigwaben ausschleudern könnte! Honig tut ihm am besten, wenn überhaupt natürliche Mittel noch etwas helfen.

Oder hätte am End doch die „Glucke" recht, die geschwätzige Waschfrau, die allemal ihren lan-

gen, dünnen Hals dreht, wenn sie die geplagte Weibelsfrau sieht und in ihren höchsten Tönen gackert: „Das ist nid mit rechten Dingen zu'gangen mit dem Anfall. Grad ob der Kreuzstraß hat's ihn 'packt, den Weibel. Da gibt mir keiner an, daß nid Gspenster oder Unholdi dahinter sind." Und sie wüßte ein Rechwilerweiblein, das helfen könnt'. Es hat des Hansbats Roß auch geholfen, als es den Schwund hatte am hintern Bein. Es macht ein Zauberfeuer mit Holzblöcken, die die wilde Lauwi ausgeworfen hat und nimmt Steine, die es an drei Kreuzstraßen zusammensucht und betet in der Drei Höchsten Namen gar kräftige Gebete, derweil es die Kranken in das Zauberbad sperrt. Die Glucke weiß so gewiß, als Gott sie erschaffen hat, daß das Rechwilerweiblein helfen könnte. Die Weibelsfrau hat zuerst darüber den Kopf geschüttelt. Solche Dinge nennt ja der Pfarrer Aberglauben und predigt dagegen wie gegen eine schwere Sünd. Und ihr Mann will von solchen Geheimmitteln auch nichts wissen. Und doch ... wenn alles andere nicht fruchtet, kann es dann sündhaft sein? ... Daß das Weiblein mit dem Teufel im Bunde sei, ist nicht möglich. Die Glucke hat ja selber gesagt, es gehe jeden Sonntag in die Messe. Und dann: am End wäre das Rechwilerweiblein doch noch wohlfeiler als der Rechwilerdoktor, der für jedes Medizinfläschli vier Batzen heischt.

So sann und sorgte die arme Frau. Aber mit dem Vorschlag auf das Rechwilerweiblein kam sie bei ihrem Mann nie über das dritte Wort hinaus. Sogleich sagte er, das sei sündhafter Aberglaube.

Der Hansli geht auf Verdienst aus

Die goldene Frühlingssonne und der warme, trockene Sommer taten dem Weibel besser als alle Mixturen aus des Rechwilerdoktors Apotheke. Er konnte sich wieder durch Haus und Hof schleppen, wenn auch grau und schlapp wie ein Mehlsack. Und seine Frau hoffte nun selber, daß er ohne die Wildbachscheiter und Kreuzwegsteine des Zauberweibleins wieder z'weg komme. Aber die Not krallte sich immer tiefer in seinen Haushalt ein. Die spärlichen Batzen vom Weibelamt fehlten wie die Nägel an einem lotterigen Bretterhag. Der Vater kummerte und die Mutter jammerte und der Hansli sann Tag und Nacht, wie er den Seinen die Verdienstbatzen ersetzen könnte, die dem Vater mit dem Weibelamt entrissen worden waren.

Wenn er doch nur Geißbub werden könnte! Aber der Lunziseppli treibt die Geißbuberei zu Lauwies so heidenments gewissenhaft, daß ihn auch der Binghansli nicht wohl übertrumpfen könnte. Glatt und knapp nach dem Sechsuhrzeitschlag bläst er allmorgendlich sein Hörnchen durchs Dorf. Und die Geißen beineln ihm aus allen Gaden nach, bis weit hinauf in die Flühe. Sie kennen ihn und folgen ihm und kommen des Abends so dickbäuchig und pralleutrig vom Berg zurück, daß die Lauwiser alle schwören würden, sie haben noch nie einen amtstüchtigeren Geißler gehabt und werden auch nie wieder so einen finden. Nein, den Lunziseppli kann er nicht verdrängen. Und wenn er's könnte, das Löhnlein wäre gar zu schmal. Es würde nicht einmal für Suppenmehl ausreichen, geschweige denn für Vaters Medizin.

Als der Hansli eines Nachmittags einen Dreipfünder holen mußte, nahm der Pfister mürrisch das Brot vom Laden herunter, ein ganz dunkles, schier verbranntes, das wohl kein anderer Kunde nehmen wollte. Wie einen Knüttel warf er es dem Hansli zu und brüllte ihn an: „Das ist jetzt d's Letzt, was ich euch auf Kredit gebe. Sag's nur dem Vater daheim. Eh er mindestens eine Anzahlung von zehn Gulden gemacht hat, gibt's nichts mehr. Rein, sauber nichts! Weder Brot, noch Mehl, noch Kaffeebohnen."

Es war schrecklich für den armen Bub, seinen Eltern einen solchen Bericht zu bringen. Dem kranken Vater getraute er's schon gar nicht zu sagen. Und der Mutter ... ach die Arme hatte sonst schon schwer genug.

Lange strich er ihr nach in Küche und Garten und legte sich's immer wieder zurecht, wie er's ihr wohl am schmerzlosesten beibringen könnte. Da wandte sie sich endlich auf der Laube um, wo er ihr wieder nachlief wie ein Hündchen und sagte: „Was ist denn mit dir los? ... Willst mir Schuh anmessen, daß d' mir auf Schritt und Tritt nachstreichst?"

Da mußte er endlich mit dem Bericht heraus. Er würgte zwar noch eine Weile daran. Dann

aber sagte er: „Der Brotler ... ee ... der Brotler hat gesagt ..." Weiter kam er nicht. Die Tränen erstickten seine Stimme.

„Daß er uns nichts mehr dings gebe, gelt!" sagte die Mutter tapfer. „Das hab' ich längst erwartet."

„Wenn wir zehn Gulden anzahlen könnten .."

„Zehn Gulden! Wo nehmen?"

Damit machte sie die Kellertüre auf, holte einen Pickel heraus und ging in den Garten. Doch schon an der Gartenhecke stellte sie den Pickel hin, um sich zu schneuzen. Und der Hansli sah deutlich, wie sie sich mit dem Taschentuch über die Augen fuhr. Eine Stunde später sah er auch, wie sie in der obersten Schublade ihrer Kommode kramte und dann lang die goldene Brosche betrachtete, die ihr der Vater zur Hochzeit gekauft hatte. Der Hansli merkte sogleich, was geschehen sollte. Ihr einziges, liebgewordenes Schmuckstück wollte sie verkaufen, um wieder Brot zu bekommen.

Das durfte nicht sein. Es mußte sich ein Weg finden, wo der Hansli etwas verdienen konnte. Er sann und suchte und wog die halbe Nacht und er fand nichts Besseres, als es mit Herrenführen zu probieren. Wenn er nur dann und wann eine der fremden Herrschaften, Engländer oder Deutsche oder Franzosen hinaufführen könnte auf den Brünig! Eine gute Traggabel für das Gepäck hätte er. Das könnte ihm manch schönen Batzen einbringen.

Leicht ist es allerdings nicht, neben den vielen Lauwiser Herrenführern aufzukommen, die an allen Ränken und Runsen die Straßen belagern und sich völlig um die fremden Herrschaften reißen. Es ist eine freche Gilde, die der Obrigkeit schon gar viel zu schaffen machte. Schon Dutzende von Strafzetteln mußte der Weibel solch übereifrigen Unternehmern zustellen. Aber es half nichts. Wenn die Lauwiser ihr frühes Heu eingebracht hatten, und die ersten Fuhrwerke mit Fremden den Kaiserstuhl hinaufkamen, dann ging das Zanken und Wegelagern von neuem an. Um in diesem Gestürm Stand zu fassen, muß der Hansli die Sache erst einmal studieren.

Drum ist er jetzt auf dem Weg zum Kaiserstuhl, wo die meisten Herrenführer auf ihre Beute lauern. Dort will er einmal genau sehen, wie das „Herrenlotsen" zugeht. Vielleicht, wenn's grad ordentlich zu tun gäbe ... vielleicht, daß er dann heute schon eine Herrschaft bekäme. So könnte er leicht seine drei, vier Gulden verdienen. Das Herrenführen ist ja das einträglichste Gewerb zu Lauwis.

Es ist ein glanzheiterer Augustnachmittag. Die Sonne sticht brennend heiß auf Lauwis herab. Mensch und Vieh, alles, was nicht durch Emd- und Kornernte gezwungen ist, in der Sonnenglut zu schmachten, sucht den Schatten.

Auch die Lauwiser Herrenführer machen sich das Leben so angenehm wie nur möglich. Unter dem großen Nußbaum am Kaiserstuhl, wo man ein gut Stück der Straße überblicken kann, hocken die beiden Pfedler und der Bathänsel gemütlich beisammen am Boden. Von hier aus sehen sie die Fuhrwerke mit den fremden Herrschaften früh genug kommen, um rechtzeitig Stellung nehmen zu können.

Dem Hansli gefällt der erste Teil dieser Gewerbstätigkeit nicht übel. Er setzt sich zutraulich zu den dreien ins niedrige Gras.

Die Herrenführer aber verstummen in ihrem Gespräch und glotzen das Bürschchen mißtrauisch an.

„Was hast du hier verloren?" fährt ihn der kleinere Pfedler an.

„Nichts."

„So mach' daß d' fortkommst!"

„Ich darf doch gwiß hier auch ein wenig sitzen."

„Und spionieren, gelt!"

Alle drei Augenpaare heften sich feindselig auf den Hansli. Ja, ja, ein Spion! Der kommt, um zu sehen, ob nicht die Lotsverordnung verletzt wird, daß er dann Anzeige machen kann bei der Obrigkeit und den Leiderlohn einstreichen.

„Schämst di nid, Bub?"

„Warum?"

Das Spitzeln ist das gottverachtetste Gewerb auf der ganzen Welt."

„Ich spitzle nid."

„Denk nid! Was willt denn hier?"

„Laß ihn doch!" vermittelt der größere Pfedler. „Was wir treiben, darf er wohl sehen. Dann soll er aber auch dem Türlifuchs und den andern auflauern."

Auf dem Weg zum Oeschinensee

„Ja, wenn die wieder einmal einen Schleck bekämen von der Obrigkeit, wär's nid schad," meint der Bathänsel.

„Ich spitzle ja gar nid," beteuert der Hansli noch einmal. Aber die Wahrheit zu sagen, getraut er je länger desto weniger, denn das fühlt er, daß die drei erst recht über ihn herfahren würden, wenn er sich ihnen als Konkurrent entpuppte.

Eine Weile hocken sie schweigend da. Der größere Pfedler gähnt, legt den Kopf auf einen Arm und streckt sich im Gras.

„Es gaht cheibe lang, bis die anrücken heut," brummt der Bathänsel. „Noch kein Bein ist herauf."

„Kann man denken, bei solcher Hitz," sagt der kleinere Pfedler. „Das greift d' Roß an, den weiten Weg von Luzern her so eine Chaise zu ziehen. Da heißt's mehr rasten und füttern und tränken als bei lauem Wetter. Und erst den Kaiserstuhl herauf! Das gibt zu schwitzen für so ein armes Tier. Die Herrschaften haben ja selten den Verstand, auszusteigen und d' Roß zu entlasten über den jähen Stutz hinauf."

„Da käm einem so ein Dampfroß wohl," erklärt der Bathänsel.

„Ein Dampfroß! Bist verrückt!?" fährt ihn der kleinere Pfedler an. „Für dämpfige Roß ist's grad d's Verfluchtest..."

„Das mein' ich nid so, du Lappi! Ich mein' so eins, wie sie drüben, in England, erfunden haben."

„Erfunden?"

„Ja! Ein gescheiter Inschinier habe eine Maschine erfunden. Die ziehe auf Eisenschienen mehr als hundert Roß zusammen ziehen möchten. Zwanzig, dreißig schwere Eisenwagen mache so einem Dampfroß gar nichts aus."

„Glaub doch nid solchen Unsinn!" lachte der größere Pfedler und legt sich auf den Bauch.

„Auf Ehr! Das hat mir doch gestern der Engländer mit dem grünen Halstuch erzählt. Er sei selber mit so einem Zug gefahren. Und dann sei's noch anderthalb Meilen weit durch einen Berg hindurch gegangen. Wir werden es noch erleben, hat er gesagt, daß auch in die Schweiz hinein solche Eisenbahnen kommen, und sogar durch die Schweizerberge hindurch sausen."

„Bhüt uns Gott vor solchem Höllenzauber!" ruft der kleinere Pfedler.

Der größere Pfedler aber lacht: „Das ist doch handgreiflich gelogen!"

„Der ist ein ernsthafter Herr, dieser Engländer. Der lügt nid. Zwei Gulden Trinkgeld hat er mir gegeben..."

„Und dir dazu noch einen großen Bär angehängt."

„Meinetwegen!" macht der Bathänsel gekränkt und schweigt.

Doch der kleinere Pfedler möchte noch mehr von der merkwürdigen Sache hören. Eine Weile denkt er über das Gehörte nach. Dann stupft er den Bathänsel am Arm und sagt: „Du, wenn das wahr ist wegen dem Dampfroß, oder wie das Ungeheuer heißt, dann geht das nid mit rechten Dingen zu. Dann ... dann ist auf Ehr der Teufel dahinter."

„Bist e Lappi!"

„Zwanzig, dreißig schwere Eisenwagen hast doch gesagt. Wer anders könnte solch eine Last ziehen als der Teufel?"

„Es ist kein Mensch und kein Tier und kein Engel und kein Teufel. Eine Maschine ist's! Der Engländer hat mir ja die ganze Einrichtung erklärt. Mit Kohlen wird sie geheizt. Zentnerweise frißt sie Kohlen im Tag."

„Hahaha!" lacht der größere Pfedler. „Wer wollte auch so viel Kohlen brennen!"

„Nicht Holzkohlen, du Noggel! Steinkohlen geben sie ihm zu fressen. Die holen sie scheint's in England zu Weltshaufen aus dem Boden heraus."

„Eben! Eben, da hast's! Steinkohlen! Teufelsfutter!" ruft der kleinere Pfedler. „Das weiß man doch längst, was für Zeug das ist. Die Höll heizt er damit, der Teufel. Ganze Berge davon gibt's in der Erde drinnen, daß ihm d's Zeug zum Höllheizen in alle Ewigkeit nie ausgehe. Aber ein rechter Christenmensch rührt keine Steinkohlen an. Das ist und bleibt Teufelszeug."

Der größere Pfedler hebt ein wenig den Kopf und lauscht. Jetzt schweigen auch die andern. Nur einen Augenblick. Dann springen beide auf und schauen sich feindselig an.

Der Hansli weiß nicht, was geschehen ist, warum der Bathänsel und der kleinere Pfedler in großen Sätzen auf die Straße hinunterspringen. Ein Raubtier kann nicht im Anzug sein. Sonst würde der größere Pfedler nicht so ruhig hier sitzen bleiben. Ein wenig aufgerichtet hat sich allerdings auch er. Und unverwandt, wie ein lauernder Jagdhund schaut er die Straße hinunter.

Jetzt hört auch der Hansli durch die gespannte Ruhe das Aufschlagen von Hufeisen und das Knarren von Rädern auf der steinigen Straße. Das Echo trägt's zum gegenüberliegenden Wald und von dort wieder hierher zurück. Jetzt versteht er. Ein Fuhrwerk muß im Anzug sein. Die geübten Ohren der Herrenführer bemerkten es vor ihm.

Und wirklich, bald kommt eine von zwei Rappen gezogene Chaise dort unten aus dem Wald heraus.

Doch, wie sie die Herrenführer erblicken, fangen alle drei zu fluchen an.

„Der Türlifuchs! Der verdammt Leitsch! Da haben wir ihn wieder!"

„Den kannst jetzt anzeigen," sagt der größere Pfedler zum Hansli. „Der ist den Herrschaften wieder gegen alles Verbot bis ins Unterland entgegengelaufen."

„Ich bin ja gar nid wegen dem Verklagen da," verteidigt sich der Hansli.

„Geh nur und zeig ihn dem Mattlidoktor an! Bekommst einen Gulden Leiderlohn. Den kannst wohl brauchen und dein Vater auch."

„Beim Mattlidoktor!" sagt der Hansli und schüttelt den Kopf.

„Der Bub ist nid so dumm," meint der Bathänsel. „Der weiß, daß kein Trockener beim Mattlidoktor Recht bekommt wider den Türlifuchs."

Wie das Fuhrwerk die Steigung überwunden und auf der Höhe noch ein wenig gerastet hat, setzt sich der Kutscher, der bisan mit dem Türlifuchs neben den Pferden gelaufen ist, wieder auf den Bock. Der Türlifuchs aber stellt sich aufs Trittbrett der Kutsche, in der zwei Herren und eine Dame sitzen. So wendet er seinen übervorteilten Kollegen den Rücken zu, während er triumphierend an ihnen vorbeifährt.

„Der Fuchs muß nun einfach einmal verklagt werden," fängt der kleinere Pfedler wieder an. „Wenn's beim Mattlidoktor als Gemeindepräsident nichts fruchtet, so gehen wir direkt zur Regierung nach Landern. Schon am Sonntag unterm Gottsdienst, wo d's Herrenlotsen überhaupt verboten ist, ging er auf die Lauer. Und nid etwa nur bis ans Tschorrenegg, nein, bis hier herunter."

„Hörst, Hansli! Sag's nur dem Vater, daß er ihn anzeige!"

„Der Vater ist ja krank und nicht mehr ..." Der Bub bricht ab und errötet. Es überkommt ihn allemal Schmerz und Scham, wenn er an die unverdiente, schmähliche Absetzung des Vaters denkt.

Jetzt horchen sie wieder auf, alle Vier. Diesmal hat es auch der Hansli rechtzeitig bemerkt.

Wieder überrennen sich der Bathänsel und der kleinere Pfedler beinahe, um einander zuvorzukommen. Der größere Pfedler aber steht ganz gemächlich auf und schleicht langsam, die Hände in den Hosentaschen, den andern nach.

Im Fuhrwerk, das langsam die steile Straße heraufkommt, sitzen zwei Damen mit hellen, beblümten Kleidern und aufgespannten Sonnenschirmen. Der von einem großen, weißen Strohhut überschattete Herr ist offenbar ein verständnisvoller Tierfreund. Er läuft schwitzend neben der Chaise, um den Pferden nicht zu viel zuzumuten.

Auf der Höhe angelangt, machen die Rosse ungeheißen Halt. Das ist ihr gewohntes Recht. Der Herr zieht ein großes gelbseidenes Taschentuch heraus und putzt sich den Schweiß von Stirne und Nacken.

(Fortsetzung folgt)

Niemand ist frei, der nicht über sich selbst Herr ist.